



Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

f. Schluss über das Princip des kleinsten Kraftmasses.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-62226)

mit dem Gebiete sinnlicher Empfindungen ist nur die Relativität der Erkenntnis zu nennen, (oben p. 324). Stimmung und Interesse sind für Auffassung von Gedanken also das Analogon mit jenen Nebeneindrücken, welche gleichzeitig z. B. unser Auge treffen (vgl. über Interesse Steinthal Abriss I p. 230 f. Lotze, Metaphysik p. 524. 540). Da es sich hier um eine Anknüpfung an die Psychophysik handelt und fremdes Urteil darüber abzuwarten ist, so begnüge ich mich ein Beispiel dessen anzuführen, was ich mir denke. Dies ist die Behauptung Leckys (Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa 1868, II p. 76 und 231), dass eine grosse religiöse Umwandlung nicht unmittelbar durch Argumente, sondern durch eine Stimmung bewirkt wird und dass die spekulativen Meinungen, zu denen sich eine grosse Menge von Menschen bekennt, nicht wegen der Argumente angenommen werden, auf welchen sie beruhen, sondern wegen einer Prädisposition zu ihrer Aufnahme. Steinthal spitzt den Tatbestand, zu welchem der eben angeführte Fall ein einzelnes Beispiel ist, zu der Behauptung zu, dass alles Verständnis auf Sympathie beruhe, da aufhöre, wo diese schwindet (Abriss I § 515), während Kant (Anthropologie § 65) die „Seelengüte“ zum schöpferischen Mittelpunkt unsres Urteils macht. Sie sei die reine Form, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen.

Auch die Verschiedenheit des Naturgefühls möchte hierher zu ziehen sein, wie sie uns gegensätzlich nicht blos zwischen hoch und niedrig entwickelten, sondern auch zwischen hochentwickelten Völkern verschiedener Zeiten entgegentritt. Vgl. L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms u. s. w. II, 1864, S. 113 f.

Schliesslich gedenken wir noch einmal jener Hilfsvorstellung, des Princips des kleinsten Kraftmasses, um einen reinlichen Abschied von ihm zu nehmen. Wie es nicht an die Spitze der ganzen Ästhetik gestellt werden kann (Fechner,

Vorschule II p. 264), so ist es auch in der obigen Darstellung nicht an die Spitze der Sprachbetrachtung gestellt worden. Es lässt sich nicht behaupten, dass der möglichst geringe Aufwand von Kraft uns immer am meisten gefällt, sondern wir wollen Kraftaufwendung, welche relativ gering ist im Verhältnis zu einer Leistung. So wird, wie Fechner sagt, jeder unnötige Umweg, jedes Hindernis im geläufigen Vorstellungsgange die innere Zusammenstimmung, worin sie auch bestehe, zugleich beeinträchtigen und den Verbrauch an lebendiger Kraft im Verhältnis zu dem steigern können, der im Wege der grössten Zusammenstimmung erzielt worden wäre, hiermit im Sinne der Unlust sein, indessen der grösste Verbrauch lebendiger Kraft im Sinne eines in sich zusammenstimmenden und damit förderlichen Vorstellungsganges im Sinne der Lust ist. Es kommt also sowol darauf an, ob die Bewegungsverhältnisse (in unsrem Fall der Vorstellungen) harmonisch oder disharmonisch sind, als auch darauf, ob eine stärkere oder schwächere lebendige Kraft für die Verarbeitung dieser Verhältnisse erforderlich ist. So macht es uns Pein, eine einfache Sache mit vielen Worten erläutern zu hören, etwas ganz Klares durch mehrere Synonyma belastet zu sehen, während wir dem Erzähler gern Gehör geben, welcher eine uns lebhaft interessierende Sache mit eindringlicher Genauigkeit schildert.

So die Geniessenden. Der Erzeuger eines Kunstwerks, oder allgemein der Mitteilende, kann die Lust an der Mitteilung, die Betätigung seiner Darstellungsgabe, als Entschuldigung anführen, wenn er uns einmal gegen das Princip des kleinsten Kraftmasses zu verstossen scheint, dessen Herrschaft er dennoch sehr oft, bewusst oder unbewusst, unterworfen ist. Für den Erzähler, welcher am Biertisch in Bier und Synonymik schwelgt, ist es keine Arbeit, sondern eine Wonne, dieselbe einfache Sache fünfmal hintereinander in verschiedene Worte zu kleiden, nur für den Hörer ist es oft eine Arbeit. Hat jener Schwätzer aber früh zu lange geschlafen und will

eilig fort, so wird er wol ohne Umschweife: „meine Stiefel!“ oder dgl. rufen, weil die Kürze seinen Zwecken hier dienlicher ist. Da uns Schiller in seinem köstlichen Meisterwerk die Bedrückung eines Volkes durch mannichfache Grausamkeit schildern will, so hätte er ja gleich mit einem Beispiel des Leidens anfangen können. Aber wie unvergleichlich reicher und tiefer wirkt er dadurch, dass er 64 Zeilen vorangehen lässt, ehe Baumgarten in voller Hast angelaufen kommt! Denn jene 64 Zeilen atmen den tiefsten politischen Frieden; der Zuschauer geniesst ohne jede Einbusse den wundervollen Anblick des Sees und der Berge, er hört Lieder singen, welche zugleich Hauptbeschäftigungen des Volkes andeuten, er lernt das Gemüt jener Hirten kennen, welche ihre vierfüssigen Lieblinge etwas freigebig mit Intelligenz ausstatten, wie Eltern ihre Kinder, und da die Alp abgeweidet ist, so erwartet man in Gedanken, dass der Spätherbst und Winter, wie der Abend, das mühevolle Tagewerk abschliessen soll. Da platzt denn Baumgarten wie ein Donnerschlag herein. So erscheinen uns jene 64 Zeilen nicht als Umweg, sondern als Tat des Genies. Aber innerhalb dieser 64 Zeilen bewundert man das Princip des kleinsten Kraftmasses, weil sie uns so viel und scheinbar auf die einfachste und ungezwungenste Weise mitteilen, sodass uns kein Wort zu viel erscheint und wir keins anders haben möchten.

Die bei der Mitteilung in Betracht kommenden Faktoren sind 1) der Mitteilende 2) der Empfangende 3) der Zweck (Form in höherem Sinn) 4) das Mittel der Mitteilung. Manchem Menschen, wie dem bekannten Mr. Micawber im Copperfield, machen Umschreibungen ein ungemeines Vergnügen, sodass man ihn nicht nach unsrem Princip reden hört. Er könnte aber zu seiner Entschuldigung anführen, dass seine Gedanken etwas von ihrer anmutigen Färbung verloren hätten und in einem inadäquaten Gewande erschienen wären, falls er anders gesprochen hätte. Der Hörende wünscht, wenn ihm nicht gerade daran gelegen ist, die Zeit durch Hören tot zu

schlagen, möglichste Kürze der Mitteilung. Aber die Form kann so schön sein, dass sie selbst Zweck wird, sodass er Ausführlichkeit nicht als Weitschweifigkeit sondern als Sachlichkeit empfindet. Dies namentlich, wenn ein wohlgegliedertes Kunstwerk (wie der Tell) sich vor seinen Augen erhebt. Dessen Zweck, seine Form im höheren Sinne, ist, das Gemüt reich und tief zu erregen, das Mitleid mit den Schweizern wach zu rufen, welche in ihrer schönen Natur und mit ihren friedlichen Neigungen und Eigenschaften so schön ohne die Östreicher leben könnten. Ist Sprache, womit wir es hier zu tun haben, Mittel der Darstellung, also das beste, weil gedankenvollste und deutlichste, so ist der Mitteilende nicht nur im allgemeinen an die Überlieferung gebunden, da die Sprache Überlieferung ist, sondern er kann auch besondere, typisch gewordene Formeln aus dieser Überlieferung auswählen. Im ersten Falle benutzt er die Apperceptionen, welche vielfach nach dem obigen Princip gebildet sind, darunter alle Verdichtungen des Denkens, das Ergebnis tausendjähriger Arbeit. Im zweiten rundet er seinen Ausdruck durch Formeln ab, um ihn bündig zu machen. Man muss also sagen, dass die objektive Sprache in der Tat allemal nach unserem Princip bezeichnet. Erscheint uns mancher Ausdruck (in fremden Literaturen z. B. im Sanskrit) weit-schweifig, so hat doch der Geist jener Menschen nicht kürzer und besser denken können, wenigstens lässt sich nicht beweisen, dass sie gegen das Princip sich ausdrückten. Die subjektive Sprache dagegen leidet unter der Zweiteilung der Faktoren, dass einer spricht, der andere es hört und dass sie nicht immer die gleiche Auswahl der Redewendungen aus dem objektiven Sprachgut für dieselbe Sache treffen würden. In einem schriftlichen Bericht wird ein Arzt nicht leicht sagen: bei meiner Ankunft fand ich Frau X. mausetot. Dagegen sagt er es wol, wenn er dieselbe Sache einem Bekannten erzählt. Sie war mausetot — ebenso klar wäre es uns, wenn wir hören, sie war tot. Aber der Effekt soll (unbewusst) gesteigert werden, wenn

sie mausetot vorgefunden wurde, obgleich auch eine Maus nicht toter als tot sein kann.

Schluss.

Der Wille zum Leben ist körperlich an den Magen als an sein wichtigstes Organ gebunden. Die Bearbeitung der Pflanzen- und Tierwelt, die Wahl des Wohnsitzes, der Gang der für den Lebensunterhalt nötigen Erfindungen, die Benutzung des Feuers stehen in seinem Dienst. Auch die Fortpflanzung gehört insofern zu ihm, als sie sich im allgemeinen als naturgemäße Folge reichlicher Nahrungs-Aufnahme darstellt (Rolph, Biologische Probleme, zweite Auflage, 1884, p. 55 f. 121 f.)¹⁾. Geistig sind wir so organisiert, dass wir Neigung haben, uns selbst geltend zu machen und dass wir Metaphysik (Religion, Ethik) brauchen. Die erstere Neigung schliesst in sich ein Bedürfnis sich mitzuteilen, ein Bedürfnis Sympathie zu erfahren, ein Bedürfnis andere Meinungen, wenn sie uns nicht ganz gleichgültig sind, zu bekämpfen.

Die Überlieferung umfasst ausser der Sprache, zum Teil in ihr beruhend, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Sitten und Gebräuche, mechanische Fertigkeiten der Arbeit. In dieser Überlieferung, da sie Gegenstand der Be- und Verarbeitung, der Änderung oder Aneignung ist, müssen uns also gewissermassen dieselben Nervenstränge begegnen, welche das allgemeine formale Schema des menschlichen Verhaltens darstellen.

Sitten und Gebräuche stehen, wie schon bemerkt (oben p. 2), der sprachlichen Überlieferung analog zur Seite. Sie sind uns so unentbehrlich, wie die Sprache. Ihr Ursprung ist uns vielfach dunkel, ihr früherer Sinn verloren gegangen, ihre stellenweise Sinnlosigkeit wird gewohnheitsmässig, im Zusam-

1) Anders Steinkhal, Ztschr. f. Vps. XIII p. 190.